

„Dis/ability studies und dis/ability history als Perspektiven diakonischer Bildung“

Heidrun Dierk

1. Einleitung

Als im vergangenen Jahr von Prof. Eurich die Anfrage kam, ob ich im Rahmen dieses Symposiums, das gleichzeitig als Jubiläums-Veranstaltung angesichts des 80. Geburtstags von Heinz Schmidt fungiert, einen Vortrag halten könnte bzw. möchte, habe ich gern zugesagt. Schließlich kennen der Jubilar und ich uns schon 28 Jahre – damals begann die Zusammenarbeit beim Kursbuch Religion. Inzwischen sind wir uns nicht nur wissenschaftlich, sondern auch freundschaftlich verbunden. Habilitation und kirchliche Trauung sind als ausgewählte Stichworte zu nennen.

Das für den Vortrag vorgegebene Themenfeld „Diakonisch Menschen bilden“ ist – ich gebe es zu – nicht unbedingt mein Arbeitsbereich, bin ich doch eher in den Feldern der Christentumsgeschichte und der Religionsdidaktik unterwegs. Gerade letztere verbindet mich allerdings sehr mit dem Jubilar, und daher ist der Horizont meines Vortrags zwar diakonische Bildung, allerdings schwerpunktmäßig in schulischen Kontexten.

Bei der Recherche nach inhaltlichen Bestimmungen diakonischer Bildung wurde rasch deutlich, dass diese in vielfältiger Weise definiert werden kann, eine Fülle von Handlungsfeldern tangiert und eine Vielzahl an Forschungsperspektiven eröffnet, sodass ich – zumindest kurz – die Orientierung aus den Augen verloren habe.

Schließlich bin ich auf einige grundlegende Aspekte gestoßen, die eine Verbindung zwischen diakonischer Bildung und meinem kulturwissenschaftlich ausgerichteten Forschungsfeld „dis/ability studies und dis/ability history“ herzustellen vermögen.

Bildung als „reflexive Bestimmung und Entwicklung des Selbst- und Weltverhältnisses“¹ zielt auf die „Persönlichkeit, die Entwicklung von Urteilskraft und die Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Erscheinungsformen der Kultur“². In Aufnahme dieser grundlegenden Einsichten möchte ich mich an den weiten Begriff diakonischer Bildung von Veronika Drews-Galle und Beate Hofmann anschließen: „Diakonische Bildung ist zu verstehen als Prozess der Auseinandersetzung mit den normativen Grundlagen diakonischen Handelns.“³

¹ Peter Bubmann, Erinnerungskultur, Ritual und ästhetische Bildung, in: ders./Hans Dickel (Hg.), *Ästhetische Bildung in der Erinnerungskultur*, Bielefeld 2014, 11-28, hier 16.

² Georg Zenkert, Orientierung in der Bildungskrise, in: Martin Hailer u.a. (Hg.), *Bildung – Religion – Säkularität*, Heidelberg 2013, 91-105, hier 104.

³ Veronika Drews-Galle / Beate Hofmann, 4.3 Diakonische Bildung, in: Thorsten Moos (Hg.), *Diakonische Johannes Eurich/Lisanne Teuchert (Hg.), Diakoniewissenschaft in Forschung und Lehre 2022/2023 (DWI Jahrbuch 48)*, Heidelberg 2023. (CC BY-SA 4.0)
DOI: <https://doi.org/10.11588/dwjb.2023.48.101961>

In dieser Definition ist mir der Begriff der Norm bzw. Normativität wichtig. Er bezieht sich nach meinem Verständnis nicht nur auf explizite, also theologische oder christlich-ethische Normen, sondern auch auf implizite Normen, beispielsweise kulturelle Wertvorstellungen, die das eigene Vorverständnis prägen. Ich verweise an dieser Stelle nur an die Anliegen der dis/ability studies, die sich genau mit diesen Wertvorstellungen auseinandersetzt. Dazu gleich mehr.

Zunächst ist noch davon zu sprechen, dass man unter diakonischer Bildung im Kontext Schule – den ich qua Funktion als Professorin an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg primär im Blick habe – vornehmlich das diakonisch-soziale Lernen meint, das an vielen Schulen in Form von Diakonie- oder Compassion-Praktika erprobt und evaluiert wird. Diakonisches Lernen hat viele Facetten und vereint unterschiedliche Zielperspektiven. Es ermöglicht aus meiner Sicht Lernenden vor allem, Erfahrungen mit einem wesentlichen Kennzeichen des Christentums zu machen und sich damit ein Stück Welt zu erschließen, d.h. sich zu bilden. Diakonisches Lernen in schulischen Bildungsprozessen zielt auf ein Sich-Einlassen auf fremde Lebenswirklichkeiten vor allem von Menschen, die in unterschiedlicher Weise auf Unterstützung angewiesen sind, und fordert insofern die eigene Grundhaltung zum Leben und die eigenen Normvorstellungen in Bezug auf das, was Menschsein ausmacht, heraus. So verstandene diakonische Bildung ist viel mehr als funktionales Lernen, sie zielt auf eine „Kultur des Mitgefühls, der Barmherzigkeit und der Hilfsbereitschaft.“⁴

Wird ein soziales Praktikum im Raum Schule angeboten, sind eine didaktisch reflektierte Vor- und Nachbereitung zwingend erforderlich, um die außerschulischen Erlebnisse und Erfahrungen einordnen und beurteilen zu können. Nur auf diese Weise kann der Lernprozess nachhaltig wirken. Darauf hat insbesondere Rainer Merkel verwiesen, der zunächst eine theoretische Annäherung fordert, um das Handeln in der Praxis vorzubereiten, um schließlich die neuen und veränderten Wahrnehmungen zu thematisieren.⁵

Da die Erfahrungen des Praktikums die Themenfelder „Helfen – Hilfsbedürftigkeit – Krankheit / Behinderung – Alter etc.“ tangieren, bieten Zugänge über die dis/ability studies und die dis/ability history eine ausgezeichnete didaktische Chance, eigene Voreinstellungen zu benennen und zu überprüfen. Diese kulturwissenschaftlich ausgerichteten Forschungsansätze ermöglichen einen Perspektivenwechsel auf das Phänomen „Behinderung“. Man kann ihn im Sinne einer konstruktivistisch ausgerichteten Religionsdidaktik durchaus als „Perturbation“ verstehen, da der andere Blick auf Behinderung unsere Vorstellungen von Normalität irritiert,

Kultur. Begriff, Forschungsperspektiven, Praxis. Stuttgart 2018, 200-212, hier 210.

⁴ Kirchenamt der EKD (Hg.), Maße des Menschlichen. Evangelische Perspektiven zur Bildung in der Wissens- und Lerngesellschaft. Eine Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 2003, 63.

⁵ Rainer Merkel, Auf einem Bein kann man nicht stehen! Diakonisches Lernen durch Praxiserfahrung und Unterricht. Ausschnitte einer Unterrichtseinheit für die Sekundarstufe II, in: Loccumer Pelikan 2/09, 85-93, hier 85f.

hinterfragt und (wünschenswerter Weise) verändert. Gleichzeitig kann die Auseinandersetzung als subjektiv relevant eingestuft und so Motivation geschaffen werden.

Konkret bedeutet dies, dass eine theoriegeleitete Einführung in diakonische Praktika die Bearbeitung des Phänomens „dis/ability“ anregt und anleitet, die anschließend im praktischen Vollzug fortgesetzt werden kann.

2. Basics in Sachen dis/ability studies und dis/ability history

2.1 Dis/ability studies

Ich versuche, mich an dieser Stelle kurz zu fassen, zumal ich vielen von Ihnen hier nichts Neues biete. Anne Waldschmidt und Michael Schillmeier haben die unterschiedlichen Theorieansätze in den dis/ability studies prägnant beschrieben, sie können hier nicht intensiver verfolgt werden.⁶ Für unseren Zusammenhang bedeutsam sind die unterschiedlichen Modelle von Behinderung, die gleichsam die „Kernaspekte“ der zugrunde liegenden Theorien formulieren.⁷

Im Wesentlichen gibt es drei Modelle von Behinderung, die zu unterscheiden sind, aber auch miteinander in Beziehung stehen.

Das individuelle oder medizinische Modell fokussiert auf die individuelle Abweichung einer Person von gesetzten Normalitäten.⁸ Es spielt vor allem in den Rehabilitationswissenschaften wie Heilpädagogik und Sonderpädagogik eine Rolle, um Lösungsstrategien zur Eindämmung persönlicher Einschränkungen zu erreichen. Demgegenüber unterscheidet das soziale Modell zwischen „impairment“ als persönlicher und körperlich bedingter Beeinträchtigung und „Behinderung“ als gesellschaftlich verursachtem Phänomen. Forderungen nach so genannter Barrierefreiheit spiegeln vornehmlich diesen Ansatz. Das soziale Modell hat seinen Ursprung in Betroffenenbewegungen, darin liegt seine Stärke. Eine wesentliche Kritik besteht darin, dass dieses Modell die physische Bedingtheit des impairment zu vernachlässigen droht.⁹

Einen anderen Blickwinkel nimmt das kulturelle Modell ein, das Behinderung „als spezifische Form der Problematisierung körperlicher Differenz betrachtet.“¹⁰ Marianne Hirschberg formuliert das Anliegen so: „Behinderung und Nichtbehinderung werden in Abhängigkeit von vorherrschenden symbolischen Ordnungen und institutionellen Praktiken untersucht, die Normalität hervorbringen. Entlang kultureller Ordnungen und Praktiken werde das behinderte

⁶ Siehe dazu: Anne Waldschmidt / Michael Schillmeier, Theorieansätze in den Disability Studies, in: Anne Waldschmidt (Hg.), Handbuch Disability Studies, Wiesbaden 2022, 73-91.

⁷ Marianne Hirschberg, Modelle von Behinderung in den Disability Studies, in: Anne Waldschmidt (Hg.), Handbuch Disability Studies, Wiesbaden 2022, 93-108, hier 94.

⁸ Hirschberg 95.

⁹ Vgl. dazu Paul van Trigt, Ordering Disability. How can Modernity Theory Inform Disability History? In: HCM 7/2019, 423-442, hier 433-435 (digital verfügbar unter: https://brill.com/view/journals/hcm/7/1/article-p423_19.xml?language=en, Abruf: 12.09.2023).

¹⁰ Hirschberg 101.

Selbst in Abgrenzung von dem Anderen konstruiert. Darüber hinaus ermöglicht es das kulturelle Modell, den Fokus von den behinderten Menschen auf Gesellschaft und Kultur zu verschieben.“¹¹

Dis/ability ist zu verstehen als eine Analysekategorie neben anderen Differenzkategorien, die auf biblische Texte, pädagogische Settings usw. angewandt werden kann, um aufzuzeigen, welche Vorstellungen mit dem Begriff „Behinderung“ im jeweiligen Kontext verknüpft sind. Ein wesentlicher Aspekt der Konstruktion von „Behinderung“ ist der so genannte „ableism“, verstanden als „gesellschaftliche Annahmen und Praktiken, mit denen unterschiedliche und ungleiche Behandlung von Menschen mit offensichtlichen oder angenommenen Unterschieden begründet wird, indem bestimmte Arten von Selbst und Körper als perfekt, arttypisch und für das Menschsein zentral gesetzt werden. Im Gegenzug werden Menschen mit ‚abweichenden‘ Arten von Selbst und Körper als weniger wert betrachtet.“¹² Vor dem Hintergrund solcher als essentiell angesehener Fähigkeiten liegt es auf der Hand, dass ableism „in markanter Weise an der Konstruktion von Behinderung beteiligt“ ist und so zur „Grundlage für die Ungleichbehandlung von Menschen“ wird.¹³

Im Rahmen diakonischer Bildung macht die dis/ability-Kategorie unsere verborgenen ableistischen Einstellungen über „normales“ Menschsein sichtbar und verweist darauf, dass wir geneigt sind, Menschen mit Beeinträchtigungen als Personen zu deuten, die hilfsbedürftig, unselbstständig, bedauernswert etc. sind. Bestehende Berührungängste haben vermutlich hier ihren Ursprung.

2.2 Dis/ability history

Ein Forschungsfeld, das sich im Kontext der dis/ability Studies zunehmend entwickelt, ist die dis/ability history, deren Zugänge zur Christentumsgeschichte mich als Kirchenhistorikerin besonders interessieren. Theologiegeschichtlich relevant erweist sich die dis/ability history im Hinblick auf die unterschiedlichen Deutungsmodelle von Krankheit und Behinderung¹⁴ vor allem in der Vormoderne und eröffnet so Einblicke in die Normalitäts- und Normvorstellungen der jeweiligen Zeit, sodass sich das Geschichtsbild erweitert.

Sozialgeschichtlich lässt sich nach Möglichkeiten forschen, wie man in der Vergangenheit mit Beeinträchtigung gelebt hat bzw. umgegangen ist. Dabei hilft die historische Distanz, sich dem

¹¹ Hirschberg 101.

¹² Marianne Hirschberg / Swantje Köbsell, Disability Studies in Education: Normalität/en im inklusiven Unterricht und im Bildungsbereich hinterfragen, in: Andreas Köpfer u.a. (Hg.), Handbuch Inklusion international. Globale, nationale und lokale Perspektiven auf Inklusives Bildung. Opladen u.a. 2016, 127-146, hier 134.

¹³ Hirschberg / Köbsell, 135.

¹⁴ In dieser Epoche wird zwischen Krankheit und Behinderung kaum unterschieden.

Thema unbefangener und relativ frei von ethisch-normativen Setzungen zu nähern. Dis/ability history ergänzt gleichsam die dis/ability studies um die diachrone Dimension und deckt unsere Vorstellungen von „Behinderung“ als zeitbedingt auf.

Gerade für das Mittelalter und die frühe Neuzeit zeigen sich die Handlungsstrategien Inklusion und Exklusion als parallel und zuweilen überlagernd, was auf einen pragmatischen und situationsbezogenen Umgang mit Beeinträchtigung verweist. So konnte das Kloster ein Ort sein, an den Familien ihre behinderten Angehörigen „abzuschieben“ versuchten. Waren beeinträchtigte Menschen im Kloster, so band man sie in den Tagesablauf ein, soweit es ging, d.h. im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Ebenso pragmatisch war der Umgang mit „behinderten“ Bettlern in den Städten des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit: hier wurde genau geschaut, wer infolge körperlicher Gebrechen zu versorgen war und wenn man davon ausschloss, weil sie oder er als durchaus arbeitsfähig angesehen wurde. Auch unser Bild von den armen Behinderten (im Sinne materieller Armut und sozialer Ausgrenzung) ist zu differenzieren, wie wir gleich an ausgewählten Beispielen sehen werden.

3. Ausgewählte Beispiele

An drei Beispielen möchte ich Erkenntnisinteresse und -gewinn der dis/ability history aufzeigen.

3.1 Sankt Martin und der Bettler¹⁵

Sozialgeschichtlich gibt es enge Verbindungen zwischen dis/ability, Armut und Bettelei, auch wenn es hier zu differenzieren gilt. Armut und Bettelei gehören zur mittelalterlichen Alltagswirklichkeit. Im Zusammenhang des Almosenwesens ist darauf verwiesen worden, dass „Fürsorge“ für die Armen als verdienstliches christliches Werk galt und damit eine „gute Gelegenheit“ bot, etwas für das eigene Seelenheil zu tun. Die Kirche fungierte gleichsam als Vermittlerin zwischen Reich und Arm, man könnte für alle Beteiligten von einer win-win-Situation sprechen. Im ausgehenden Mittelalter und verstärkt in der frühen Neuzeit durch die Umbrüche in Folge der Reformation wurde diese Konstruktion brüchig.¹⁶ Darauf hat vor allem Irina Metzler hingewiesen. Sie hat am Beispiel bildlicher Darstellungen von Behinderten bzw.

¹⁵ Die im Folgenden beschriebenen Bilder und Deutungen habe ich im Rahmen eines kirchenhistorischen Forschungsseminars vorgestellt. Die entsprechende Publikation im Sammelband „Norm und Positionalität. Fachkulturelle Verortungen der Kirchengeschichte“ wird voraussichtlich noch dieses Jahr (2023) in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft erscheinen.

¹⁶ Wenn wir von Bettlern sprechen, so ist von einer sehr heterogenen Gruppe auszugehen, wie die städtischen Bettelordnungen nahelegen. Zu dieser „Randgruppe“ gehörten die sogenannten Hausarmen, die infolge von Unfall, Krankheit u.Ä. ihren Lebensunterhalt nicht (mehr) verdienen konnten, die vielfältigen Bettelorden und solche Bettler, die von Stadt zu Stadt zogen, d.h. ortsfremde Bettler.

Bettlern im Umfeld der Ikonografie zum Heiligen Martin herausgearbeitet, wie sich im Verlauf des Mittelalters der soziale Status dieser Gruppe verändert hat.¹⁷ Zu beachten ist dabei, dass ihre historische Analyse nur unter der Bedingung, dass dis/ability ein soziales Konstrukt ist, kein unveränderlicher Naturzustand, ertragreich ist.

Schaut man sich frühe Bilder zum Heiligen Martin an, so sieht man in der Regel Martin und den Bettler auf Augenhöhe, der Bettler zeigt seinen Status nur durch etwas spärlichere Bekleidung, sodass die Mantelteilung Sinn macht.

Ein instruktives Beispiel ist das Fuldaer Sakramentar¹⁸. Linkerhand sehen wir die Mantelspende, rechts den Traum Martins als Pendant / Deutung: Der Bettler repräsentiert – siehe die Werke der Barmherzigkeit – Christus. Von daher ist die Mildtätigkeit christliche Pflicht, auf die der Arme einen Anspruch hat. Martin und der Bettler sind gleich groß, Martin ist am

Heiligenschein zu erkennen.



Das ca. 100 Jahre später (1090) entstandene Relief der Mantelspende aus dem Kreuzgang der Abbatte Saint-Pierre in Moissac zeigt gleichsam die Kooperation der beiden Protagonisten: zwischen Martin und dem Bettler, der faktisch Martin überragt, ist der Mantel lässig aufgespannt.¹⁹

¹⁷ Metzler, Irina, *Disability in the Middle Ages and Cultural History*, in *WERKSTATTGESCHICHTE* 65/2015, 55-65; Metzler, Irina, *Bildliche Darstellungen des (nicht)behinderten Bettlers im Martinswunder aus der Perspektive mittelalterlicher Mentalitäten*, in: Ochsner, Beate / Grebe, Anna (Hg.), *Andere Bilder. Zur Produktion von Behinderung in der visuellen Kultur*, Bielefeld 2013, 93-115; Irina Metzler, *Behindert Menschen im Mittelalter: Momente der Alltagsgeschichte zwischen Bedürftigkeit und Misstrauen*, in: Cordula Nolte (Hg.), *Phänomene der „Behinderung“ im Alltag. Bausteine zu einer Disability History der Vormoderne*, Affalterbach 2013, 79-98.

¹⁸ *Bildrechte über: SUB Göttingen*, 2 Cod. Ms. theol. 231 Cim., fol. 113r.

¹⁹ Foto: Kunsthistorisches Institut in Florenz – Max-Planck-Institut; Fotograf: Roberto Sigismondi.



Nach Metzler zeigen diese frühmittelalterlichen Darstellungen eine indiskriminierende Haltung gegenüber dem Bettler, was sich theologisch gut begründen lässt (egalitäre Almosen, Pflicht der Reichen zum Lastenausgleich, sodass die Hierarchie der Gesellschaft nicht angetastet wird²⁰). Im 12./13. Jahrhundert wird der Bettler zunehmend ausgemergelt, um seine Bedürftigkeit herauszustellen, vielleicht auch eine demütige Haltung.

Gut sichtbar wird dies am Ausschnitt der Deckenbemalung in der Kirche Sankt Martin in Zillis (Graubünden), aus der Zeit 1130/1140.²¹ Der Heilige und der Bettler begegnen sich nicht mehr auf Augenhöhe: der Heilige blickt von links oben nach rechts unten auf den Bettler herab (Leserichtung), auch die Gabe des Mantels erfolgt in einer herablassenden Geste.



²⁰ Bernhard Schneider, *Christliche Armenfürsorge. Von den Anfängen bis zum Ende des Mittelalters*, Freiburg/Br. 2017, 92-101.

²¹ ©2023 ARGE Restauratoren Kirche Zillis Franz + Rampa, Nutzungsrecht Stiftung Kirchendecke Zillis.

Ähnlich auch auf dem Fresko aus Assisi, auf dem der Bettler beinahe zur Randerscheinung wird, während Martin auf dem Pferd und der Mantel mehr als zwei Drittel des Bildes ausfüllen. Auch blickt der Heilige von weit oben auf den Bettler herab.²²



Durch derartige Darstellungen verliert der Bettler nach meiner Einschätzung ein Stück seiner Würde und wird stärker zum Objekt der Mildtätigkeit. Man kann die Darstellung auch als Aufforderung an die Betrachtenden deuten, sich der Bettler anzunehmen. Das könnte im Kontext des sich entwickelnden Kapitalismus in den Städten durchaus plausibel sein.

Einen gewissen Umschwung, der aus Sicht der dis/ability history bemerkenswert ist, verzeichnet das Spätmittelalter. Seit dem 14. Jahrhundert taucht der Bettler überwiegend als Krüppel auf, mit orthopädischem impairment, das auf den ersten Blick auffällt.

Die hölzerne Skulptur in Sankt Martin in Brunau (bei Salzwedel) ist ein eindrückliches Beispiel dafür.²³



²² https://it.m.wikipedia.org/wiki/File:Simone_Martini_033.jpg (Download: 11.09.2023).

²³ Copyright: Roland Rossner/Deutsche Stiftung Denkmalschutz.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts werden Bettler und Krüppel gleichsam Synonyme, der Krüppel wird zugleich zum Kranken an sich.

Metzler entdeckt in dieser Darstellung einen grundlegenden mentalen Wandel. Im Spätmittelalter wird Armut zunehmend als gesellschaftliches Übel betrachtet, das zu bekämpfen ist. Zum Hintergrund gehört sicher die Erfahrung, dass zunehmend fahrende Bettler das städtische Fürsorgewesen belasteten, wovon die Bettelordnungen Zeugnis ablegen, ebenso wie der Liber Vagatorum. Die christliche Caritas wird zunehmend diskriminierend, indem sie nur den Bettlern Almosen zugesteht, die – infolge von „Behinderung“ – nicht in den Arbeitsprozess eingegliedert werden können. Die Darstellungen zu Sankt Martin sind somit einerseits Reflex auf die Veränderung sozialer Standpunkte und gleichzeitig Verstärkung dieser Position. Sie sind auch zu lesen als Hinweis, beim Almosengeben darauf zu schauen, ob der Empfänger diese Gabe verdient hat. So werden „Behinderung“ und moralische Qualität miteinander verknüpft.

Metzler selbst zieht Verbindungslinien zu heute, indem sie auf die Kontinuität zwischen der „mittelalterlichen Haltung zu Armut, Barmherzigkeit und Behinderung“ und unseren Diskursen über Sozialeleistungen und HartzIV (jetzt: Bürgergeld)-Empfangende verweist.

Darin zeigt sich aus meiner Sicht eine Lernchance für Schülerinnen und Schüler. Arbeitsfähigkeit gilt als wesentlicher Maßstab der leistungsorientierten Gesellschaft. Dabei ist faktisch ableism am Werk, der über die Zuschreibung von Fähigkeit, Normalität und Abweichung durch Behinderung entscheidet. Die in unseren Köpfen oft verankerte Verknüpfung von Behinderung und Armut ist allerdings fluider als wir denken.

3.2 Wundergeschichten / Mirakelberichte

In Anschluss an Klaus-Peter Horn²⁴ möchte ich am Beispiel eines Mirakelberichts zeigen, dass diese Quellengattung Einblicke in den Leidensweg der Betroffenen gibt, d.h. Aussagen über das individuelle und medizinische Schicksal machen, aber auch Netzwerke der Unterstützung aufzeigen, mithin Inklusion und Exklusion.

Mirakelbücher sind eine vom Hochmittelalter bis ins 18. Jh. hinein anzutreffende Literaturgattung. In unserem Zusammenhang kommen die mittelalterlichen Beispiele in den Blick. Sie gehören mentalitätsgeschichtlich in den Kontext der Heiligenverehrung. Neben den hagiographischen Lebensbeschreibungen, wie sie exemplarisch in der *Legenda aurea* des Jakob de Voragine ihren Niederschlag gefunden haben, existieren mit den Mirakelbüchern Sammlungen von Wunderberichten, die zunächst im Zusammenhang der Reliquienverehrung an den

²⁴ Klaus-Peter Horn, Überleben in der Familie – Heilung durch Gott. Körperlich beeinträchtigte Menschen in den Mirakelberichten des 9. und 10. Jahrhunderts, in: Cordula Nolte (Hg.), *Homo debilis. Behinderte – Kranke – Versehrte in der Gesellschaft des Mittelalters*, Korb 2009, 303-316.

Grabstätten der Heiligen zu lokalisieren sind. Zuweilen ergänzen sich Heiligenvita und Mirakelsammlung in einem Konvolut.²⁵

Die Relevanz der Wunderheilungen zeigt das Motivbild der Grabstätte des Heiligen Wolfgang.²⁶ Die Motivgegenstände und die zurückgelassenen Hilfsmittel fungieren gleichsam als Beweis der Wunder und Legitimation der Wallfahrtsstätte.



In den Mirakelbüchern fungiert der bzw. die Heilige als Arzt/Ärztin, der/die eine ausweglose Krankheitssituation entscheidend wendet und Heilung herbeiführt. Hinsicht der beschriebenen Wunderheilungen/Mirakel ist zu betonen, dass es bei der historischen Analyse und Interpretation nicht um den Aufweis einer wie auch immer gearteten Faktizität der Mirakel gehen kann. Diese Frage stellte sich mittelalterlichen Menschen i.d.R. nicht in dieser Weise, da man mit „Wundern“ rechnete, vergleichbar den Rezipierenden der neutestamentlichen Wundergeschichten.

Hinsichtlich der Krankheitsbilder sind nur wenig konkrete Aussagen möglich. Zum einen deshalb, weil die Mirakelberichte die Beeinträchtigungen beinahe topisch an biblischen Vorbildern ausrichten: lahm, blind, taub, stumm, daneben unspezifische Schmerzen und Hautkrankheiten. Zweifellos sind die Heilungen Jesu in den Evangelien Vorbild für die Taten der Heiligen, die in seiner Nachfolge stehen. Zum anderen lassen sich die Krankheitsbilder aufgrund der Beschreibungen nicht medizinisch aufschlüsseln. So werden in den Heilungsgeschichten meistens die Ursachen, Symptome und Dauer der Krankheiten und Beeinträchtigungen – zuweilen sehr dramatisch – beschrieben, um auf diese Weise die Ausweglosigkeit der Kranken darzustellen.

Sozialgeschichtlich bzw. mikrohistorisch kann nach Krankheitsbildern und der Situation der Betroffenen gefragt werden. Häufig werden auch Einblicke ermöglicht, wie das soziale Umfeld auf die Beeinträchtigungen reagierte (unterstützend, ablehnend u.Ä.). Daraus ergeben sich Hinweise auf die Bedeutung der Beeinträchtigung im Alltag, auf mögliche Hilfsmittel zum Ausgleich von Behinderungen (Krücken, Blindenstöcke, Rutschemel, Trippen etc.). Vielfach wird auch von vorherigen (erfolglosen) medizinischen Maßnahmen berichtet, die oftmals auch

²⁵ Hans-Werner Goetz, Wunderberichte im 9. Jahrhundert. Ein Beitrag zum literarischen Genus der frühmittelalterlichen Mirakelsammlungen, in: Martin Heinzemann u.a. (Hg.), *Mirakel im Mittelalter. Konzeptionen – Erscheinungsformen – Deutungen*. Stuttgart 2002, 180-226, hier 188-192.

²⁶ Copyright: Pfarrverband Menzing / München.

mit enormen finanziellen Belastungen verbunden waren. Auch Aussagen zum sozialen Status der Beeinträchtigten sind verschiedentlich möglich.

Da die Heilungen in verklärter und überhöhter Schilderung dargestellt werden, ermöglicht gerade diese Präsentation Einblicke in kulturelle Deutungsmuster von Behinderung, Krankheit und Gesundheit. Beeinträchtigungen werden in dieser Literaturgattung durchweg als Leiden betrachtet, die zu lindern sind. Gleichzeitig stellen sich die Betroffenen unter den Schutz des/der Heiligen bzw. Gottes, um Heilung zu erlangen. Die Mirakelberichte sind somit erbauliche / paränetische Erzählungen, die zum Glauben ermutigen wollen. Diese Intention zeigt sich insbesondere auch an den so genannten Strafwundern: Ungläubige werden mit Krankheiten und Gebrechen bestraft, erst Reue und Läuterung führen zur Gesundung. Solche Erzählungen sind Ausdruck der Vorstellung, dass dis/ability auch Sündenstrafe oder Ausdruck mangelnden Glaubens ist. Allerdings ist das im Mittelalter nicht die vorherrschende Deutung (Wheatley). Oft wird ganz pragmatisch geschrieben, dass Beeinträchtigung durch Unfall erfolgt ist oder einfach eingetreten ist.

Ein sehr ausdrucksstarkes Beispiel für diese Überlegungen bietet Kapitel 10 der Nikolaus-Vita.²⁷ Der Translationsbericht und die Mirakelsammlung stammen wohl aus dem 12. Jh. und wurden im Kloster S. Nicolo in Lido verfasst.

Der Bericht bietet konkrete Angaben zur betroffenen Frau: Französin aus Corbie, Deformation des Körpers von Geburt an, verheiratet und Mutter eines (vermutlich erwachsenen) Sohnes. Das verweist auf ein relativ „normales“ Leben, d.h. ihr beeinträchtigter Körper hat sie nicht von einer Ehe abgehalten oder ausgeschlossen. Ihr Aufbruch zur Pilgerreise nach Italien verdeutlicht ihren aktiven Wunsch, ihre Lebenssituation zu verändern. Offensichtlich ist sie beweglich, da sie zu Fuß unterwegs ist. Obwohl sie überfallen und der Ehemann ermordet wird, erreicht sie Venedig tatsächlich. Dort trifft sie der Ausbruch einer weiteren Krankheit, die sie ans Hospital fesselt.

Über die Art der Krankheit oder Kosten des Aufenthalts gibt es keine Angaben, lediglich darüber, dass sie weiter geschwächt wird durch das schlimme Leiden. Im Hospital kann sie keine Linderung erlangen, die Spitalpfleger wollen sie loswerden und bringen sie in die Kirche.

Das zeigt, dass medizinische Versorgung an ihre Grenzen stößt. Heilung kann nur durch den Heiligen bzw. durch Gott erfolgen. Vom Sohn ist nicht mehr die Rede. Ein „Betreten“ der Kirche ist infolge der Verkrümmung und der zusätzlichen Schwächung nur noch auf Händen und Knien rutschend möglich. Infolgedessen drückt die Frau sich in eine Ecke der Kirche, um sich zu verstecken. Die Beschreibung verweist auf eine gewisse Hilflosigkeit oder auch Angst, „unter die Räder“ der anderen Pilger zu kommen. Ein Mönch, der zudem Französisch spricht, nimmt sich ihrer an. Die Frau bittet ihn konkret um Unterstützung, was dieser aus Erbarmen auch tut.

²⁷ Die Zusammenfassung beruht auf Klaus Herbers, Klaus u.a. (Hg.), *Mirakelberichte des frühen und hohen Mittelalters*, Darmstadt 2005, 280-283.

Insgesamt wird sichtbar, dass die kranke Frau sozial weitgehend integriert ist und Unterstützung hat bzw. diese auch einfordert. Sie will aktiv ihr Schicksal wenden, indem sie die Pilgerreise – in diesem Fall eine außerordentlich weite Strecke – auf sich nimmt. Die „Realität“ dieses Settings ist schwer einzuschätzen, allerdings muss die Erzählung für das Publikum „annehmbar“ gewesen sein, d.h. nicht völlig ohne Realitätsbezug.

Zur Ursache der körperlichen Deformation wird der Hinweis „von Geburt an“ gegeben, d.h. weder (nachgeburtlicher) Unfall noch Krankheiten sind ursächlich für das Schicksal. Offensichtlich wird hier die Beeinträchtigung nicht als Sündenschuld betrachtet, sondern als Realität, die in der Natur vorkommt. Die leidende Frau erhofft sich vom hl. Nikolaus Heilung, von dessen „Ruhm“ sie gehört hatte. Im Text wird Nikolaus explizit als Arzt (*medicus*) beschrieben, der kein Geld nimmt, sondern aus Barmherzigkeit heilt. Das kann bedeuten, dass in „schlimmen“ Fällen von Krankheit und Beeinträchtigung nur göttliche Hilfe Wirkung zeigen kann, die allerdings nicht käuflich ist. Die Kranke ist gänzlich auf Gnade angewiesen.

Was könnten Schülerinnen und Schüler an diesen Beispielen aus der (Christentums-)Geschichte lernen? Zum einen wird erkennbar, dass Anstaltswesen bzw. Spezialeinrichtungen für Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen eine spätere Entwicklungsstufe des Umgangs mit dis/ability darstellt (Foucault). Das könnte nach meiner Einschätzung dafür sensibilisieren, den Sinn von Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen zu überdenken und Bewusstsein für deren Wunsch nach eigenständigem Leben zu wecken.

Zum anderen ist deutlich, dass in den Mirakelberichten den Menschen mit Krankheiten und Behinderungen die Menschenwürde nicht abgesprochen wird, im Gegenteil. In der Regel ist in der Gesellschaft – im nahen wie im fernerem Umfeld – ein positives, solidarisches Verhalten erkennbar, d.h. Behinderung ist nicht ein individuelles Problem, sondern geht alle an, zumal in bäuerlichen Strukturen. Die Mirakelberichte zeigen eine Form von Inklusion, die beinahe (zumal unter den kontextuellen Bedingungen des Mittelalters) vorbildlich ist

3.3 Down-Syndrom im Mittelalter?

Meine beiden letzten Bilder sind theologisch herausfordernd. Es existieren mittelalterliche Bilder, auf denen Personen abgebildet sind, die nach heutigem – diagnostischen – Blick als Menschen mit Trisomie 21 eingeschätzt werden.



Das erste Bild, das ich Ihnen hier vorstellen möchte, ist vermutlich von einem Schüler des niederrheinisch/niederländischen Malers Jan Joest von Kalkar, vermutlich um 1515 entstanden.²⁸ Das Thema der nächtlichen Anbetung ist vermutlich von der Vision der Heiligen Birgitta von Schweden inspiriert: vom neugeborenen Jesuskind geht ein strahlendes Licht aus. Für unseren Zusammenhang von Interesse ist der Engel rechts von Maria, der für unseren Blick deutliche Zeichen des Downsyndroms aufweist: „Sein Kopf ist kugelförmig, das Gesicht ist in der Mitte abgeflacht, Hautfalten umgeben wulstig die Augen, deren Lidspalten schmal und schräg nach oben gerichtet sind. Die Spitze der kleinen Nase weist ebenfalls nach oben, die Mundwinkel hängen nach unten.“²⁹ Die Hände mit kurzen Fingern hat er über der Brust gekreuzt. Ein Hirte rechts oberhalb des Engels weist ähnliche Züge auf, wenn auch in abgeschwächter Form.

Wenn man mit Levitas und Reid davon ausgeht, dass Renaissancemaler normalerweise Modelle aus ihrem direkten Umfeld wählten, kann man dies als Hinweis sehen, dass der Maler mit einer Person mit Trisomie 21 in Kontakt stand und diese „realistisch“ abgebildet hat.³⁰ Dass die Behinderung im Bild symbolisch zu verstehen ist – wie wir das beispielsweise für das Phänomen Blindheit kennen –, kann nach meinem Dafürhalten ausgeschlossen werden. Dann bleiben folgende Deutungsperspektiven: entweder der Maler hegte Sympathien für diese Person, ungeachtet der Behinderung, oder die Beeinträchtigung wurde nicht als solche wahrgenommen, oder beides. Das könnte für die soziale Stellung und die kulturelle Einordnung bedeuten, dass die abgebildete Person möglicherweise als etwas langsamer als andere wahrgenommen wurde,

²⁸ Das Bild ist im Open Access verfügbar über das Metropolitan Museum of Art: <https://www.metmuseum.org/art/collection/search/436781> (Zugriff: 14.09.2023).

²⁹ Betty Johannsmeyer, Quasimodo hat Rücken. Ein diagnostischer Blick auf Werke der Kunstgeschichte, Berlin 2021, 140.

³⁰ Andrew S. Levitas / Cheryl S. Reid, An Angel with Down Syndrome in a Sixteenth Century Flemish Nativity Painting, in: American Journal of Medical Genetics 116/2003, 399-405, hier 403. Verfügbar unter: <https://onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1002/ajmg.a.10043>.

aber in der Familie aufgenommen blieb. Daraus ließe sich schließen, dass für die Umwelt das Down-Syndrom – für das es ja im 16. Jh. noch kein Konzept gab – entweder nicht als kognitive Beeinträchtigung erkannt wurde oder als nicht relevant eingestuft werden konnte.

Darauf macht auch Sarah Harms explizit aufmerksam, dass bei der Analyse mittelalterlicher Bilder, die „deformierte Körper“ zeigen, weder eine nachträgliche medizinische Diagnose angemessen ist³¹ noch von der „embodied difference“ automatisch auf das Phänomen „Behinderung“ geschlossen werden darf. Erst unsere Rezeption macht aus der Schädigung bzw. dem Stigma eine „Behinderung“.³²

Für das diakonische Lernen kann ein solches Bild die Diskussion darüber anregen, inwiefern eine Person mit – von uns wahrgenommenem Down-Syndrom – die besondere Wertschätzung des Malers erfahren hat, ob eine derartige Behinderung im Rahmen des „Normalen“ eingeordnet wurde u.Ä. Deutlich wird, dass wir unsere Konzepte von Behinderung implizit in die Bildanalyse hineinragen und möglicherweise an solch einem Engel Anstoß nehmen. Das gilt möglicherweise für dieses letzte Bild³³ in gesteigerter Weise.³⁴



Andrea Mantegna (um 1431-1506) gehört zu den bedeutendsten Malern der Frührenaissance in Oberitalien und wurde durch die Heirat mit einer Halbschwester des Künstlers Giovanni Bellini Mitglied einer der bedeutendsten Malerdynastien Venedigs, das er allerdings verließ, um in Mantua zu wirken. Das Bild Madonna mit Kind entstand um 1480/95, vermutlich in Padua, wo Mantegna in Dienste der Gonzaga trat.

Das Bild wirkt auf den ersten Blick ganz traditionell: Maria in rotem Kleid und blauem Umhang hält das in ein Tuch gehüllte Jesuskind auf dem Arm. Sie stützt es mit ihrer rechten

³¹ Sarah Harms, Auf der Suche nach Behinderung: Gedanken zur Wahrnehmung von deformierter Körperlichkeit in der bildlichen Überlieferung des Mittelalters, in: Gabriela Antunes / Björn Reich (Hg.), (De)formierte Körper. Die Wahrnehmung und das Andere im Mittelalter, Göttingen 2012, 137-154, hier 145-147.

³² Harms 148.

³³ https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Mantegna,_madonna_dell%27accademia_carrara_di_bergamo.jpg?uselang=en#/media/File:Mantegna,_madonna_dell'accademia_carrara_di_bergamo.jpg (Zugriff 14.09.2023).

³⁴ Vgl. dazu meinen Aufsatz „Humanität versus Ausgrenzung“ – Welchen Beitrag können dis/ability studies und dis/ability history für einen nicht-ausgrenzenden Religionsunterricht leisten? In: Sandra Anusiewicz-Baer u.a. (Hg.), Humanität als religionspädagogisches und -didaktisches Leitmotiv. Stuttgart 2023, 49-64, hier 54-60.

Hand von unten und der linken Hand von vorn ab, das Kind drückt seine Arme an ihren Hals und Nacken. Beide sind von einem Nimbus umgeben. Das Jesuskind trägt am rechten Handgelenk ein schmales Armband, möglicherweise aus roter Koralle. Bukvic und Elling beschreiben das Jesuskind in Anschluss an Cone mit „oblique eyes, possible epicantic folds [= „Mongolenfalten“, H.D.], a small nose, an open mouth, and an adenoidal expression“.³⁵ Sie erwägen, dass das Vorbild / Modell für diese Darstellung ein Sohn Mantegnas oder ein Kind der Familie Gonzaga gewesen sein könnte.³⁶ Angesichts der Tatsache, dass zu Zeiten Mantegnas Menschen mit (erkennbaren) kognitiven Einschränkungen in der Kunst nicht wohlwollend dargestellt wurden, gehen sie davon aus, dass Mantegna liebevoll auf diesen Menschen geblickt haben muss.³⁷ Das erscheint durchaus möglich, da es weitere Bilder von Mantegna gibt, auf denen das Jesuskind einen ähnlichen Gesichtsausdruck hat. Letztlich ist die Intention des Malers jedoch nicht zu eruieren und für unseren didaktischen Zusammenhang auch sekundär.³⁸

Ausgangspunkt meiner weiteren Überlegungen ist die Tatsache, dass die Jesusdarstellungen Mantegnas uns theologisch (und religionspädagogisch) in besonderer Weise herausfordern. Wir kennen weitere Jesusbilder, die unsere Sehgewohnheiten irritieren, so beispielsweise ein Jesuskind „of Colour“ (Befreiungstheologie, Schwarze Theologie) oder ein weibliches Jesuskind (Feministische Theologie). Diese Darstellungen kritisieren unsere Vorstellungen von Jesus, die geprägt sind von der abendländischen, patriarchalen Kultur: Jesus als Kind ist gesund, normal entwickelt, gutaussehend.

Was würde sich ändern, wenn wir uns Jesus mit Makeln und Einschränkungen vorstellen?

Die amerikanische Theologin Nancy Eiesland hat mit ihrem Buch „Der behinderte Gott“ eine Lanze dafür gebrochen, dass sich Menschen mit Einschränkungen im gekreuzigten und damit „behinderten“ Gott auch physisch spiegeln können.³⁹ Sie verarbeitet in ihren Publikationen ihre eigenen Exklusionserfahrungen im kirchlichen Raum aufgrund ihrer körperlichen Beeinträchtigungen und beschreibt die Entdeckung in ihrem Essay „Encountering the Disabled God“ als Offenbarung: „This was my epiphany. The resurrected Christ is a disabled God – one who understood the experience of the others in my Bible study in the rehab center, as well as my own. Encountering this disabled God became for me the source of a ‘liberation theology’ of disability. (...) Jesus Christ the disabled God repudiates the conception of disability as a

³⁵ N. Bukvic, J.W. Elling Genetics in the art and art in genetics, *Gene* (2014), <http://dx.doi.org/10.1016/j.gene.2014.07.073>, 2.

³⁶ Bukvic, Elling, 3.

³⁷ Bukvic, Elling, 2.

³⁸ Vgl. dazu auch John M. Starbuck, On the Antiquity of Trisomy 21: Moving Towards a Quantitative Diagnosis of Down Syndrome in Historic Material Culture, in: *Journal of Contemporary Anthropology*: Vol. 2 : Iss. 1, Article 2, 25-29. Digital verfügbar unter: <https://docs.lib.purdue.edu/jca/vol2/iss1/2> (Zugriff: 11. Januar 2023).

³⁹ Eine Kurzfassung ihrer theologischen Reflexionen bietet Eiesland in ihrem Aufsatz „Encountering the Disabled God, in: *PMLA* Mar., 2005, 584-586, digital verfügbar unter <https://www.jstor.org/stable/25486188> (Zugriff: 10. Januar 2023).

consequence of sin. Our bodies participate in the image of God, not in spite of our impairments and contingencies but through them.”⁴⁰

Das kann man durchaus kritisch sehen, denn für Eiesland spielt die körperliche Ähnlichkeit eine sehr große Rolle. Möglicherweise sind Menschen ohne größere Beeinträchtigungen jedoch gar nicht befugt, ein solches Urteil zu sprechen. Eine Studentin mit einer Hörbehinderung hat mir einmal sehr deutlich gesagt, dass ihr eine solche Theologie angesichts ihrer Betroffenenperspektive durchaus Mut macht.

Allerdings gibt es wesentliche Differenzen im Hinblick auf die Frage, ob wir uns Gott bzw. Christus als geistig behindert vorstellen können. Jos Welie⁴¹ schlägt (in Anschluss v.a. an Swinton) vor, dass wir uns von unseren gewohnten Gottesbildern verabschieden, die – auch geprägt durch unser Analogie-Denken – Gott als allmächtig und sich selbst genügend erscheinen lassen. Wenn Menschen mit Beeinträchtigungen dazu stehen (müssen), dass sie auf Zuwendung angewiesen sind, kann ein Gott, der Bedürftigkeit zulässt, und helfen, ihn und die Veränderungen, die Gott für die Welt will, neu zu sehen.⁴²

Andrea Mantegna eröffnet mit seinen Bildern einen liebenden Blick der Madonna auf ihr nicht perfektes Kind. Das ist Provokation, Irritation, Trost und Zuspruch zugleich. In seinen Bildern löst sich die Binarität von behindert – normal auf.

Welche Lernchancen können derartig irritierende Bildern Schülerinnen und Schüler eröffnen? Die Schülerinnen und Schüler können ihre eigenen theologischen Vorstellungen, ihr Gottes- und Jesusbild, das Behinderung vermutlich nicht einbezieht, überdenken und hinterfragen, inwiefern es für Menschen mit Behinderung exkludierend sein kann. Der Sohn Gottes bei Mantegna wird zur Chiffre für jegliches menschliche Schicksal und für die Angewiesenheit auf die Zuwendung durch die Umwelt. Das ist theologisch nicht unbedingt neu, fordert aber dennoch heraus, unbewussten Ableism aufzudecken und kritisch zu hinterfragen.

4. Ausblick

Damit möchte ich schließen. Ich habe als Kirchenhistorikerin versucht, eine Lanze für die Relevanz des Blickes in die Geschichte zu brechen. Die Differenzkategorie dis/ability erscheint diachronisch vielfältiger und weniger eindeutig als man zunächst denkt. Mit Schülerinnen und Schülern darüber ins Gespräch zu kommen, kann nach meiner Einschätzung für mehr Offenheit

⁴⁰ Vgl. Langfassung des Aufsatzes “Encountering the Disabled God”, verfügbar unter: <https://uccdm.org/385/encountering-the-disabled-god/> (Zugriff: 11. Januar 2023).

⁴¹ Jos V.M. Welie, Caring for Persons with Intellectual and Developmental Disabilities. Ethical and theological Perspectives, in: *Journal of Religion & Society Supplement* 12 (2015), 13-38, hier: 29. Digital verfügbar unter: <https://dspace2.creighton.edu/xmlui/bitstream/handle/10504/65677/2015-26.pdf?sequence=4&isAllowed=y> (Zugriff 10. Januar 2023).

⁴² Welie 30-33.

und Sensibilität im Umgang mit Menschen mit Beeinträchtigung anbahnen, zumal in der Vorbereitung auf ein Sozialpraktikum. Insofern lässt sich diakonische Bildung um Wissens- und Deutungsbestände der Tradition erweitern und Einblicke in die Geschichte können eine Begegnung auf Augenhöhe fördern. Zugleich sind die genannten Beispiele explizite Kritik am Defizitmodell des Helfens (Henning Luther).

So kann zugleich der kritische Blick auf die Gesellschaft als solche geschärft werden, die eine Teilhabe aller, d.h. Gerechtigkeit, zu wenig im Blick hat. Diakonische Bildung macht kritikfähig und hoffentlich handlungsfähig, an Veränderung und Verbesserung zu arbeiten.

Literatur

- Bubmann, Peter: Erinnerungskultur, Ritual und ästhetische Bildung, in: ders./Hans Dickel (Hg.), *Ästhetische Bildung in der Erinnerungskultur*, Bielefeld 2014, S. 11-28.
- Dierk, Heidrun: „Humanität versus Ausgrenzung“ – Welchen Beitrag können dis/ability studies und dis/ability history für einen nicht-ausgrenzenden Religionsunterricht leisten? In: Sandra Anusiewicz-Baer u.a. (Hg.), *Humanität als religionspädagogisches und -didaktisches Leitmotiv*. Stuttgart 2023, S. 49-64.
- Drews-Galle, Veronika/Hofmann, Beate: 4.3 Diakonische Bildung, in: Thorsten Moos (Hg.), *Diakonische Kultur. Begriff, Forschungsperspektiven, Praxis*. Stuttgart 2018, S. 200-212.
- Goetz, Hans-Werner: Wunderberichte im 9. Jahrhundert. Ein Beitrag zum literarischen Genus der frühmittelalterlichen Mirakelsammlungen, in: Martin Heinzelmann u.a. (Hg.), *Mirakel im Mittelalter. Konzeptionen – Erscheinungsformen – Deutungen*. Stuttgart 2002, S. 180-226.
- Harms, Sarah: Auf der Suche nach Behinderung: Gedanken zur Wahrnehmung von deformierter Körperlichkeit in der bildlichen Überlieferung des Mittelalters, in: Gabriela Antunes / Björn Reich (Hg.), *(De)formierte Körper. Die Wahrnehmung und das Andere im Mittelalter*, Göttingen 2012, S. 137-154.
- Herbers, Klaus u.a. (Hg.): *Mirakelberichte des frühen und hohen Mittelalters*, Darmstadt 2005.
- Hirschberg, Marianne: Modelle von Behinderung in den Disability Studies, in: Anne Waldschmidt (Hg.), *Handbuch Disability Studies*, Wiesbaden 2022, S. 93-108.
- Hirschberg, Marianne/ Köbsell, Swantje: Disability Studies in Education: Normalität/en im inklusiven Unterricht und im Bildungsbereich hinterfragen, in: Andreas Köpfer u.a. (Hg.), *Handbuch Inklusion international. Globale, nationale und lokale Perspektiven auf Inklusive Bildung*. Opladen u.a. 2016, S. 127-146.
- Horn, Klaus-Peter: Überleben in der Familie – Heilung durch Gott. Körperlich beeinträchtigte Menschen in den Mirakelberichten des 9. und 10. Jahrhunderts, in: Cordula Nolte (Hg.),

Homo debilis. Behinderte – Kranke – Versehrte in der Gesellschaft des Mittelalters, Korb 2009, S. 303-316.

Johannsmeyer, Betty: Quasimodo hat Rücken. Ein diagnostischer Blick auf Werke der Kunstgeschichte, Berlin 2021.

Kirchenamt der EKD (Hg.): Maße des Menschlichen. Evangelische Perspektiven zur Bildung in der Wissens- und Lerngesellschaft. Eine Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 2003.

Merkel, Reiner: Auf einem Bein kann man nicht stehen! Diakonisches Lernen durch Praxiserfahrung und Unterricht. Ausschnitte einer Unterrichtseinheit für die Sekundarstufe II, in: Loccumer Pelikan 2/09, S. 85-93.

Metzler, Irina: Behindert Menschen im Mittelalter: Momente der Alltagsgeschichte zwischen Bedürftigkeit und Misstrauen, in: Cordula Nolte (Hg.), Phänomene der „Behinderung“ im Alltag. Bausteine zu einer Disability History der Vormoderne, Affalterbach 2013, S. 79-98.

Metzler, Irina: Bildliche Darstellungen des (nicht)behinderten Bettlers im Martinswunder aus der Perspektive mittelalterlicher Mentalitäten, in: Ochsner, Beate / Grebe, Anna (Hg.), Andere Bilder. Zur Produktion von Behinderung in der visuellen Kultur, Bielefeld 2013, S. 93-115.

Metzler, Irina: *Disability* in the Middle Ages and Cultural History, in WERKSTATTGESCHICHTE 65/2015, S. 55-65.

Schneider, Bernhard: Christliche Armenfürsorge. Von den Anfängen bis zum Ende des Mittelalters, Freiburg/Br. 2017.

Starbuck, John M.: On the Antiquity of Trisomy 21: Moving Towards a Quantitative Diagnosis of Down Syndrome in Historic Material Culture, in: Journal of Contemporary Anthropology: Vol. 2: Iss. 1, Article 2, S. 25-29. Digital verfügbar unter: <https://docs.lib.purdue.edu/jca/vol2/iss1/2> (Zugriff: 11. Januar 2023).

van Trigt, Paul: Ordering Disability. How can Modernity Theory Inform Disability History? In: HCM 7/2019, S. 423-442, hier S. 433-435 (digital verfügbar unter: https://brill.com/view/journals/hcm/7/1/article-p423_19.xml?language=en, Abruf: 12.09.2023).

Waldschmidt, Anne/Schillmeier, Michael: Theorieansätze in den Disability Studies, in: Anne Waldschmidt (Hg.), Handbuch Disability Studies, Wiesbaden 2022, S. 73-91.

Welie, Jos V.M.: Caring for Persons with Intellectual and Developmental Disabilities. Ethical and theological Perspectives, in: Journal of Religion & Society Supplement 12 (2015), S. 13-38.

Zenkert, Georg: Orientierung in der Bildungskrise, in: Martin Hailer u.a. (Hg.), Bildung – Religion – Säkularität, Heidelberg 2013, S. 91-105.